



# Feierabend



## Liebestreif um Mitjka.

Von E. Körber.

Lange bevor noch der Boden des Herrn unser wurde und der abgemagerte Pope anfang, auf Zehenspitzen durch das Dorf zu schleichen, hatten wir, Bäuerinnen von Krasnowo, die Revolution bei uns schon eingeführt. Weit und breit, im ganzen Bezirk, war es bekannt: die jungen Weiber von Krasnowo lassen sich nicht mehr von ihren Männern prügeln, bekommen keine Kinder, wenn sie nicht wollen und gehen nicht zur Beichte. Die Bauern aus den Nachbardörfern wollten nicht, daß ihre Frauen mit uns verkehrten. Aber wir machten uns nichts daraus, wir hielten gut zusammen. Nur selten ereignete es sich, daß zwei wegen ihres gemeinsam weidenden Viehs oder der Kinder wegen aneinandergerieten.

Gewiß, es war nicht immer so gewesen. Nicht, bevor der rote Mitjka ins Dorf kam. Ich muß gleich sagen, daß „rot“ sich auf seine rötlich-blonden Haare bezog, damit man nicht glaube, er wäre vielleicht Kommunist gewesen. Von den Kommunisten wußte man damals noch gar nichts. Und nichts von Wladimir Iljitsch, der sich irgendwo bei den Deutschen im stillen auf den Oktober vorbereitete . . .

Mitjka erschien an einem heißen Julitage in Krasnowo und ließ sich vom Verwalter für die Ernte anwerben. Er schlief im Schweinestall bei Damian Nikitin, dem reichsten Bauern im Dorfe, einem finsternen Kerl mit pechschwarzem Bart. Dafür mußte er des Morgens die Schweine füttern. Dort, im Stroh, hatte er sein Hab und Gut verborgen: seine Harmonika und ein sauberes Hemd.

Jeden Abend saß der rote Mitjka auf der Wiese am Bache, bei der Schilfgruppe, und spielte Harmonika. Und wir, junge Bauersfrauen und Bauernmädels, umringelten ihn und hörten zu. So traurig und sehnfüchtig klangen die Weisen, und dann wieder toll und übermütig, als wollte einer im Raufsch sein Leid vergessen. Man hätte weinen mögen. Und Abdotia, die Frau vom Damian Nikitin, ferzte und krächzte, als sollte sie gebären: „Ach du mein verwaistes Leben, auch du mein verwaistes Leben, du mein so grausames Los . . .“ Und Mitjka sagte: Ich weiß, ich weiß, Abdotia Mi-

chalna, eine Frau ist wie ein Bauer ohne Boden, immer von anderen abhängig, jeder ist stark genug, um seine Macht an ihm zu erproben . . .“

Abdotia wuschte sich die Tränen mit dem Schürzzipfel und sagte: „Sieh da, mein Täubchen, hast Mitleid mit unsreinem. Mächtest du nicht etwas essen?“ Und sie brachte ihm Käsekuchen und Schnaps. Auch die anderen Weiber gaben etwas, um nicht nachzusehen. Und zankten sich, wer sein Hemd waschen werde . . .

Dafür spielte er ihnen Harmonika bis in die Nacht hinein. Der Bach erglänzte unter den Sternen, der Mond machte Mitjkas braunes Gesicht bleich und gespenstisch, und das paßte gut zu den nachdenklichen Melodien. Und in den Isbas (Bauernhäusern) saßen die Bauern und schimpften. Seitdem dieser Mitjka ins Dorf geraten, waren die Weiber außer Rand und Band gekommen. Die jungen Burtschen pflichteten ihnen bei. Sie mußten jetzt stundenlang auf ihre Mädchen warten. Sie alle lagerten draußen am Bach bei Mitjka und hörten ihm zu. Selbst die Popenfrau kam öfters wie zufällig des Weges und hörte zu, obwohl ihr Mann nicht gut auf Mitjka zu sprechen war. Mitjka verschloß immer die Sonntagsmesse. „Wozu soll ich Gott mit meinem Gebet belästigen?“ sagte er, „wenn er alles weiß, so weiß er auch, was Mitjka braucht. Verlange ich denn, daß meine Schweine mich um Futter bitten, ehe ich es ihnen gebe?“

Was sollte man dazu sagen? Die Bauern spudten aus und nannten Mitjka einen Karren. So etwas auszudeuten! Menschen mit ungetauftem Vieh vergleichen!

Auch mit dem Herrn hatte Mitjka einen Zwischenfall. Der Herr beschäftigte mit dem Verwalter die Feldarbeiten. Und Mitjka steht gerade vor ihm, die Mühe auf dem Kopfe und schleift die Sense. „Was nimmst Du denn die Mühe vor dem Herrn nicht ab, du Esel?“ sagt der Verwalter. Und Mitjka, der Narr, schleift die Sense und antwortet: „Ich kann in der Sonne ohne Mühe nicht arbeiten. Der Herr hat ja auch den Hut auf!“ Das rote Gesicht des Verwalters ward ganz blau vor Zorn. Die

Bauern glaubten schon, er würde Mitjka eine herunterhauen, und freuten sich. Aber er beherrschte sich. Es gab so viel zu tun, er wollte nicht riskieren, einen seiner besten Arbeiter zu verlieren . . .

Mitjka hatte sich viel in der Welt umgesehen. Er war in Moskau und in Piter (vollständige Benennung Petersburgs) gewesen, wo die reichen Leute in mehrstöckigen Häusern wohnten und Licht machten, indem sie auf einen Knopf drückten, wo in Hunderten von weißen Kirchen Menschen Tag für Tag zu Gott beteten. Einmal waren sie auch zum Jaren gegangen. Der aber hatte sich nicht so geduldig gezeigt wie der liebe Gott und sie mit Maschinengewehren empfangen. Es gab viele Tote, darunter auch Frauen und Kinder. Auch die heiligen Bilder, die sie führten, und der Pope Sapon, der an ihrer Spitze marschierte, konnten ihnen nicht helfen.

Mitjka erzählte, die Frauen schüttelten den Kopf und seufzten. Und Abdotia sagte ein über das andere Mal: „Ach du Los, du bitteres!“ Dann legte sich Mitjka auf den Rücken und sang ein trauriges Lied von dem Sträfling, der in Ketten durch den Schnee nach Sibirien wartet, weil er für das Volk gesprochen halte, und ein lustiges Lied vom Mädchen, das von ihrer Mutter an den reichen Kaufmann verheiratet wird und um blanke Goldstücke seine Unschuld opfern muß.

Und die Frauen weinten und gaben Mitjka zu essen, und Abdotia brachte ihm Schnaps, und die Männer fluchten und warteten nur auf eine Gelegenheit, um Mitjka zu verprügeln und aus dem Dorfe zu jagen.

Und bald ergab sich eine solche. Als eines Nachts die Bauern aus dem Wirtschaftshaus kamen, stand Mitjka auf dem Wege. Da tritt Damian Nikitin an ihn heran und sagt: „Also was ist, Hundesohn?“ „Gar nichts“ sagt Mitjka und steckt die Hände in den Gürtel seines Hemdes. Das aber war Damian zu bunt. Er holte aus, als wollte er die Kirchenglocke vom Turme werfen. Und hätte den Kopf Mitjkas zerschmettert, wenn der sich nicht gebückt hätte. So aber schlug Damian daneben, verlor das Gleich-

gewicht und fiel der Länge nach in eine Pfütze. Aber die anderen warfen sich über Mirjka. Der konnte sich, zerhunden und abgerissen, kaum durch die Flucht retten. Ein Glück, daß die Bauern betrunken waren, sonst hätten sie ihn nicht fortgelassen. . .

Am nächsten Abend kamen wir wieder alle wie gewöhnlich am Bache zusammen. Aber diesmal galt es nicht Lieder und Erzählungen anzuhören. Abdotia präsiidierte mit zusammengekniffenen Lippen und gewinkelten Augen. Auf ihren Knien lag Mirjka Harmonika. Abdotia hielt uns eine Rede und sagte, wir hätten gerade lange genug die Willkür der Männer ertragen. Ewig nur da sein für ihre Bequemlichkeit und ihr Vergnügen, kein gutes Wort bekommen und nicht einmal die Möglichkeit

haben, sich mit anderen Menschen zu treffen — war das ein Leben? Gestern hätten die Bauern unseren Freund Mirjka aus dem Dorfe vertrieben. Wir müßten ihnen einmal zeigen, daß wir keine Leibeigene wären und uns so eine Behandlung nicht länger gefallen ließen. Abdotia stellte den Antrag, daß alle Frauen des Dorfes sich eine Woche lang von ihren Männern fernhalten sollten. Er wurde mit großer Mehrheit angenommen und durchgeführt. Es gab fast in jeder Isba Kravall, viele Frauen belamen Prügel, darunter Abdotia. Aber keine gab nach und so mußten sich schließlich die Männer dreinfügen. Die Frauen hielten sich durchweg sehr gut, nur die schwarze Marjka wurde am Hofe als Streifbretcherin in die Versammlung ge-

schleift. Man hatte sie erwischt, wie sie hinter der Friedhofmauer mit Blandows Wajja umschlungen stand und Sonnenblumen kaute. Aber sie redete sich damit heraus, geglaubt zu haben, daß das Verbot sich nur auf verheiratete Frauen erstreckte.

Seitdem verbesserte sich die Lage der Bäuerinnen in Krasnowo. Wir setzten unsere Versammlungen fort und besprachen alle Dinge miteinander. Die Bauern, die zuerst geflücht und getobt hatten, waren schließlich sogar einigermaßen stolz auf uns. Und als die Oktobertage kamen, und die Wahlen für den Dorfsowjet, wurde Abdotia Nikitina einstimmig gewählt.

Aber vom roten Mirjka haben wir nie wieder etwas gehört. Wo der nur geblieben sein mag?

### Sieb der kanadischen Holzfäller.

Haut ein! Haut ein!  
Scharf gezielt und auf den Riesengroßen,  
um den die Nordpassate tosen.  
Haut ein! Haut ein!  
Hart ausgeholt und in die Kerbe,  
daß unter festem Sieb er sterbe!  
Haut ein! Haut ein!

Gut gezielt! Schlecht bezahlt!  
Wir sind die Knechte, andere die Herren,  
bald werden wir sie in die Knie zerren!  
Gut gezielt! Schlecht bezahlt!  
Weit ausgeholt! und Sieb und Sturz,  
im Leben kommen wir zu kurz.  
Gut gezielt! Schlecht bezahlt!

Mut gefaßt! Kraft gespannt!  
Im Afford — Schlag auf Schlag,  
einmal kommt der Freiheitstag!  
Mut gefaßt! Kraft gespannt!  
Fraß und Trank sind larger Lohn  
für der Wälder rauhen Sohn.  
Mut gefaßt! Kraft gespannt!

Haut ein! Haut ein!  
Scharf gezielt! und auf den Millionär,  
kam er doch in die Wälder her!  
Haut ein! Haut ein!  
Hart ausgeholt und in das Staatsgefüge,  
daß sterbe diese Welt der Lüge!  
Haut ein! Haut ein!

Gut gezielt! Fein getroffen!  
Krachend stürzt bald diese Welt,  
die nur unser Schweiß erhält!  
Gut gezielt! Fein getroffen!  
Ausgeholt und in die Kerbe!  
Schlag auf Schlag! Genosse, werbe!  
Gut gezielt und — fein getroffen!

Nachdichtung von Kurt Offenburg.

### Yvonne.

Eine bretonische Erzählung von M. Comert.

Die Hütten der kleinen Fischerdörfer längs der bretonischen Küste sehen alle gleich aus. Sie sind aus grauen Feldsteinen errichtet und von Moos überwuchert und zum Schutze gegen Wind und Wetter von einem breiten Gürtel Weißdorn oder Ginster umgeben. Einige ungleiche Stein- treppen führen zu den niedrigen Eingangstüren, und das Innere der Hütten ist genau so einfach wie das Äußere.

In einer dieser Hütten mit den einfachen Holzmöbeln, dem notwendigsten Kupfer- und Zinngerät und den duftenden getrockneten Bündeln von Kräutern wohnte Yvonne. Yvonne war eine stattliche Frau mit floren, blauen Augen. Ihr leicht graumeliertes Haar bedeckte

eine Samtlappe, wie sie die unverheirateten Frauen dieser Gegend zu tragen pflegen.

Alltags und Sonntags war sie damit beschäftigt, ihr Heim zu scheuern und zu putzen, denn, wie sie sagte, gibt es viel zu tun, wenn man Hochzeit halten will.

Vor zwanzig Jahren, da Yvonnees Haar wie Gold schimmerte und das Herz heftig schlug, spähte sie oft mit sehnsüchtigen Augen übers Meer, ob nicht „Marie au Secours“, mit Yvonne an Bord, bald am Horizont auftauchen würde.

Tag und Tag — Jahr um Jahr spähte Yvonne immer lächelnd, immer hoffend nach dem Schiff aus, das mit reicher Fischbeute von Island kommen sollte.

Klatsch und Gerede, die sich gern ihre Opfer suchten, machten einen zweiten Bogen um Yvonne, sie hatte kein williges Ohr für derlei. Darum konnte es auch geschehen, daß Yvonne schon längst etwas weiter fort an derselben Küste ein Heim gegründet und eine Wirtstochter geheiratet hatte. Er selbst hatte dann eine Weinstube, „Chinesischen Keller“ genannt, eröffnet, und führte in Wohlstand und mit einem Nest voller Kinder ein beschauliches Dasein.

Sein ältester Sohn, ein achtzehnjähriger Burche, hatte sich in ein armes Mädchen verliebt, die Gaud hieß. „Aus der Geschichte wird nichts“, meinte Yvonne, der wünschte, daß sein Sohn, wie er selbst, eine gute Partie machen solle. Sein Sohn drohte damit, zur See gehen zu wollen, wenn man versuchen würde, seine Heirat mit Gaud zu hintertreiben. Yvonne sah sich gezwungen, das Mädchen aufzusuchen, um ihr den Sohn auszureden. Sie wohnte in demselben Fischerdorf wie seine Jugendliebe Yvonne. Nicht ohne irgendein sonderbares Gefühl im Herzen, machte er sich auf den Weg.

Yvonne stand gerade vor ihrer Tür und spähte, da . . . heilige Muttergottes! Die Schritte, die sie unter tausenden wieder kannte, auf die sie jahrelang gewartet hatte — diese Schritte kamen näher und näher — die Stunde, nach der sie sich gesehnt hatte — endlich kam sie.

Yvonne schrie nicht und wurde auch nicht ohnmächtig — sie empfand nur ein krampfhaftes Zuden am Herzen. Weichsüßig, mit ausgebreiteten Armen lief sie ihm entgegen. „Yvonne, mein Geliebter, endlich!“ Ueberwältigt fiel Yvonne vor ihr nieder. Sie richtete ihn aber auf und zog ihn mit sich. Dort auf der Bank vor der Hütte erzählte sie ihm, wie sie in Geduld und Hoffnung seiner gewartet habe. Wäre er gestorben, hätte sie es gespürt — aber so mußte er ja eines Tages zurückkehren. Nun sollte die Hochzeit sein — alles war ja dazu bereit. Das Hochzeitskleid mit Samt verbräunt, läge bereit.

Sie zog ihn fester und fester an sich, sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter und seufzte wie ein übermüdetes Kind, das endlich zur Ruhe gebettet wird.

Als Yvonne endlich Herr seiner selbst geworden war, zog er seine Hand aus der Umklammerung Yvonnees — jetzt mußte er sprechen, erklären, um seiner guten Frau willen, die daheim saß.

„Yvonne — — ich komme — — ich — — hörst du Yvonne?“

Aber Yvonne, die stille geduldige Yvonne, hörte nichts. Der sanfte Wind spielte mit einer Locke ihres grauen Haares. Das Mondlicht fiel auf die geschlossenen Augen, die bleichen Wangen, streiften den kalten, immer noch lächelnden Mund, der eben den Ruf des Todesengels empfangen hatte — Yvonnees Wartezeit war beendet.

### Die Frau mit den Affen.

Eine müde, blasser Frau geht durch die Lokale von Tisch zu Tisch. In einem Arme hält sie einen zitternden kleinen Affen, der furchsam und nervös über die vielen Leute schaut. In andern Arme hat sie einen kleinen Lederbeutel, in dem drei oder vier noch kleinere Affen sind. „Das sind die Kinder“, erzählt sie und zeigt die kleinen Wesen, die irgendwie an grausame Not erinnern. „Der eine hat heute Morgen wieder seinen Lebertran nicht genommen. . .“ sagt diese hochwangige, traurige Frau, die selber viel, viel Lebertran nötig hätte. Dabei lächelt sie konventionell unter bitterem Weh — ein Abglanz nur noch dieses Lächeln, mit dem sie einst ihre Vorstellungen in den Varietés begleitet haben mag.

Sie erzählt von den Affen und ihrer Not und sagt kein Wort von sich selbst. Und doch ist alles ihre Not, dieses traurige Los der erwerbslosen Artistin, die müde mit ihren jammervollen Affchen durch die harten, steinernen Straßen zieht. Flüchtig nur wagt man von den Tieren aufzusehen und ihr ins Gesicht zu blicken. Sie wäre hübsch, wenn sie satt zu essen und Ruhe hätte, wenn die Dürre aus den Boden und der Schmerz vom Munde wiche. Ihre schlichte verschlossene Bluse gibt ihr etwas Bürgerliches, fast Spießiges, das zu ihrem Verufe nicht zu passen scheint und doch gerade für sie einnimmt.

Dann muß sich der alte Affe reihum am Tische verabschieden. Erst reicht er, getreu der Aufforderung seiner Herrin, den Damen seine zuckende spindeldünne Pfote, dann den Herren. Während man sich seine dünnen Glieder um einen Finger legen läßt, bugsiert man verstoßen,

selbst sich irgendwie der Not dieser fremden Frau schämend, mit den andern Fingern ein Geldstück in die Hand seiner Herrin.

Still und nachdrücklich, zwei-, dreimal dankt sich die arme Artistin, und im Klange ihrer Worte liegt etwas wie eine Entschuldigung, als wollte sie sagen, daß auch sie das Leben zum

Leben fände, daß sie lieber im strahlenden Lichte des Varietés stände als hier zwischen den tausend Blicken essender Leute, die sie auf dem Umweg über ihre Tiere anbeteteln muß, und daß sie vielmals um Entschuldigung bitte, gleich uns glücklicher Scheinenden geboren zu sein.

Delta.

## Die Hinrichtung.

Von Willibald Dmantowski.

Tiburtius wurde vor seiner Entlassung zum Direktor der Anstalt gerufen. Der wünschte ihm in den wohlgeleiteten Worten, die deutlich das Schema verrieten, Glück für seine Zukunft und händigte ihm einen Geldbetrag aus, den Verdienst für die geleistete Gefangenearbeit. Die dargebotene Hand überjah Tiburtius geflüstertlich, er verneigte sich formell und stand dann im Freien.

Was war gewesen?

Es hatte sich nur um das Fahrgeld für die Rückreise gehandelt, das nicht im Vertrag vorgeesehen war; es ging um dumme sieben Mark fünfzig. Der Oberinspektor sah in dem Kassensimmer und war wieder einmal betrunken. Die Fahrkarte sollte sich „der Schlosser“ von seinem skandalmäßig hohen Lohn kaufen. Tiburtius schob das Mädchen beiseite und stand vor dem Gestiefelten und Gepörnten. Er sah wieder dieses aufgeschwemmte Gesicht, das ständig zu grinsen schien, diese Hände, die die Jungmägde wie Pferde abklopfen. Vier Erntemonate hatte er tiefen Haß hinuntergewürgt. Nun stieß er ihn furchtbar auf. Worte fielen, hart und immer härter. Bis der Oberinspektor die Reitpeitsche aus dem Stiefel zog. Dann lag er an der Wand und röchelte. Das nächste Wort sprach der Landjäger.

Ein schneidiger Staatsanwaltsassessor qualifizierte sich mit dem Fall Tiburtius zur endgültigen Anstellung; die Richter, schon halb in den Ferien, kamen über den Totschlagsparagrafen nicht hinaus und entschieden auf sechs Jahre, da Zeugen berichteten, Tiburtius hätte schon Tage zuvor im Dorftrug gedroht, er wolle es dem Schuft noch besorgen, bevor er ginge. So war das gewesen.

Den anderen Tag brachte Tiburtius damit hin, seinem äußeren Menschen die langentbehrte Pflege angedeihen zu lassen. Er kleidete sich gut ein und fuhr in die Hauptstadt zurück.

Zweimal wurde er von seinem einstigen Chef nicht empfangen. Das drittemal wurde ihm durch den Werkmeister angedeutet, daß man vorläufig an seine Beschäftigung im Hause nicht denken könne, und daß weitere Besuche nicht erwünscht seien. Tiburtius verzichtete, auf eine Korrespondenz hinzuweisen, in der man an seinem „schweren Schicksal“ warmen Anteil nehme und daß nach der Zeit der Prüfung alle Wege zu seinem früheren Leben wieder offen stünden, zumal sein Beruf durch den Verlust gegen die Strafgesetze in keiner Weise berührt wurde; an tüchtigen Feinmonteuren sei zudem kein Ueberfluß. Tiburtius sah mit bitterem Lächeln, wie der Portier das würdevolle Feldwebelgesicht, das er für dergleichen Fälle vorrätig hatte, aufstreckte, klopfte dem leicht erschrockenen Alten auf die Biedermannsschulter und fuhr in seine Heimat.

Es war seine Heimat nicht mehr. Fremdheit wuchs überall kalt und feindlich vor ihm auf wie eine Mauer. Maria, die Schwester, wandte sich von ihm ab, erklärte ihm roh und herzlos, froh zu sein, nun den Namen ihres Mannes

zu tragen. Da war es nicht Scham und Enttäuschung sondern nur Ekel und eine tiefe, tiefe Trauer, daß er sich nachts aus dem Hause der Schwester forstahl. Auf Boden schlich er die Stiege hinab. Draußen erst zog er sich die Stiefel an und wanderte in die Nacht hinaus.

Wohin? Es war schließlich gleichgültig. Seine Seele war ganz leer. Aber im Nachbar-dorfe auf dem Friedhofe schlief noch Gertrud, das stille, gütige, geduldige Weib. Der einzige Mensch, der ihn wahrhaft geliebt hatte, denn an dieser Liebe war er ja doch gestorben. Ihn packte plötzlich eine wilde Sehnsucht nach Gertruds Ruhestätte, und die Erwägungen seiner nüchternen Vernunft, daß ein zwölfjähriges Grab doch im Grunde nichts mehr war als ein gleichgültiger, mit Eisen bewachener Hügel, waren in dieser Stunde ohne Belang. Er wanderte und wanderte mit ständig gesteigerter Kraft, als gelte es ein schönes, trostvolles Ziel, und schon nach knapp zwei Stunden schob sich der nordisch herbe Burgturm der Dorfkirche in den blauen Nachthimmel hinein.

Tiburtius schritt die Dorfkirche hinab. Wunderjames Kindheitslicht durchleuchtete sein inneres Dunkel, als er an der schlafenden Schmiede vorbeischiß, darin einfiel sein Vater die nimmermüden Arme geregt, als die Bugenscheiben der Schule aufblinckten, als er im Weiher am Markt die Sterne haben sah und den weißen Flieder schimmern, der in schweren Dolden über die Kirchhofsmauer fiel. Die verschlossene Pforte war ihm kein Hindernis; rasch überstieg er sie und dann stand er vor Gertruds Grab.

Alle Bitternis und Schwermut, die ihm früher oft umfingen, wenn er hier geweilt, war von ihm abgefallen. Ohne Sentimentalität und als einer, der sein Ziel sah und nur etwas wie eine Rechnung begleichen wollte, sprach er die Worte vor sich hin: „Das wäre also klar . . .“ Dann fuhr er leise wie lieblosend durch die nassen Eisenblätter und schritt auf die Stelle der Mauer zu, darin er den Haken wußte, an dem die Frau des Wärters ihre Wäscheleine zu befestigen pflegte. Langsam und ohne Erregung bereitete er alles für seine Hinrichtung vor, setzte sich auf einen Berg vertrockneter Kränze und zündete sich eine Zigarette an. Als er sie aufgeraucht hatte, hörte er fernes Geräusch und erkannte einen herannahenden Wagen. Vom Dorfe herauf kam ein Lastkraftwagen. Gerade an der Kurve vor dem Friedhof schaltete der Führer die Scheinwerfer ein, und in der Tageshelle ihrer Lichtegel stand groß und schreckhaft das vertwitterte Kreuzholz mit dem Leib des Herrn. Tiburtius war es, als stünde in dem Antlitz des Gemarterten nichts von Gnade und Vergeben, nur Born und Verweigerung. Er wollte sich vergewissern, ob ihm nicht vielleicht doch irgendein kleines Leuchten für die letzte Stunde geblieben. Seine Augen glitten in Dunkelheit, denn der Gefrenzte lag schon wieder in Nacht gehüllt. Da stieg er rasch auf die Mauer, tastete nach der Schlinge, steckte den Kopf hinein und sprang hinab.

## Die Braut des Flußgottes.

Ein chinesisches Märchen.

Zur Zeit des Doppelreiches lebte ein Mann namens Si-Men-Ban, der Gouverneur am Ufer des Gelben Flusses war, wo der Gott der Flüsse in hohen Ehren stand. Die Zauberer und Hexen verkündeten, daß der Gott der Flüsse alljährlich ein junges Mädchen zur Frau haben wolle, das unter den Mädchen des Volkes auszuwählen sei, damit nicht Wind und Regen ausbleibe und Ueberschwemmung und schlechte Ernte einträfe.

Wenn nun die Tochter irgend einer reichen Familie zum Weibe herangewachsen war, jagten die Zauberer, sie sei die auserwählte Braut. Es blieb dann den Eltern, um ihre Tochter zu befreien, nichts anderes übrig, als mit viel Geld die Zauberer zu bestechen. Das Geld erweichte die Herzen der Zauberer, und sie befohlen den reichen Eltern, noch mehr Geld zu geben; dann kauften sie ein armes Mädchen und warfen es in den Fluß. Den größten Teil des Geldes behielten sie aber für sich.

Wollten aber die Eltern nicht zahlen, wurde ihre Tochter die Gemahlin des Gottes der Flüsse. Man zwang das Mädchen zur Annahme der Hochzeitgeschenke, die ihr die Zauberer selbst brachten.

Das Volk der Umgebung aber klagte und litt sehr unter diesem frommen Brauch.

Si-Men hörte bei der Uebernahme seines Amtes davon. Er ließ die Zauberer zu sich kommen und sprach zu ihnen:

„Gebt mir den Hochzeitstag des Gottes der Flüsse rechtzeitig bekannt. Ich will selbst dabei zugegen sein, um dem Gotte meine Ehrenbezeugung zu leisten. Er wird sich darüber gewiß freuen und dafür mein Volk jagen.“

Dann verabschiedete er sie und die Zauberer konnten ihn nicht genug loben.

Man meldete ihm den Tag des Hochzeitsfestes. Si-Men zog sich sein Festgewand an, setzte sich in einen Wagen und begab sich mit prunkvollem Gefolge zum Fluß. Alle waren dort versammelt: die Dorfsältesten, die Zauberer und die Hexen. Von weißer kamen Männer, Kinder und Greise und warteten begierig auf die Zeremonie.

Die Zauberer legten die Braut des Flußgottes auf ein Ruhebett, schmückten sie mit Hochzeitsgeschenken und sangen ihre Lieder bei Trommelschlag und Posaunenschall. Dann packten sie das Ruhebett, um die Braut zum Fluße zu tragen; die Eltern nahmen von ihr schluchzend Abschied, als sich plötzlich Si-Mens Stimme vernehmen ließ:

„Nicht so eilig,“ sprach er. „Ich bin persönlich zur Hochzeit erschienen, sie hat daher feierlich und erhaben vor sich zu gehen. Vor allem möge sich jemand in die Burg des Gottes der Flüsse begeben und ihm melden, daß ihn seine Braut erwartet, damit er ihr entgegenkomme.“

Damit deutete er auf eine der Hexen und sprach zu ihr:

„Du wirst zu ihm gehen.“

Die Hexe weigerte sich, aber die Diener Si-Mens ergriffen sie und warfen sie in den Fluß.

Die Zeit verging. Nach einer Stunde sprach Si-Men wieder:

„Dieses Weib versteht ihre Sache nicht, sonst müßte sie schon längst wieder zurück sein.“

Er winkte einem Zauberer: „Folge ihr und sei geschickter als sie!“

Das Gesicht des Zauberers wurde sahl vor Angst, aber die Diener Si-Mens ergriffen auch ihn und warfen ihn in den Fluß.

Wieder verging eine halbe Stunde. Si-Men heuchelte Unruhe.

